



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Heinrich Heine

Keiter, Heinrich

Köln, 1906

II. Frankfurt a. M. - Hamburg. - Bonn. - Göttingen. (1815 - 1821)

urn:nbn:de:hbz:466:1-32940

vor ihm sitzende junge Mädchen. Er erbleichte, stockte, konnte nicht weiter deklamieren und sank endlich ohnmächtig zu Boden. Und doch kannte er die junge Dame nur von Angesicht!

Eine andere Liebelei fesselte ihn in ernsterer und, wenn seine „Traumbilder“ in der That hier ihren Ursprung haben (VII, S. 503), nicht unbedenklicher Weise. Sefchen (Josepha), die bleiche Tochter des Scharfrichters von Düsseldorf, zog ihn an, weniger durch ihre Schönheit, als durch den Reiz des Unheimlichen, der sie als das Kind „unehrlicher Leute“ umgab. Sefchen war sangeslustig und kannte eine Menge Volkslieder, meist schauerigen Inhalts, die der junge Heine sich gern von ihr vorsingen ließ und in seiner allen grellen Kontrasten zugewandten Phantasie weiter ausgestaltete. Heine hat dieser Liebschaft in seinen „Memoiren“ gedacht; Wahrheit wird hier mit Dichtung versetzt sein, wie denn fast jede persönliche Erfahrung von Heine als Grundlinie phantastischer und humoristischer Arabesken benutzt wurde.

II.

Frankfurt a. M. — Hamburg — Bonn — Göttingen.

(1815—1821.)

Als sich im Frühjahr 1815 die oberste Klasse des Gymnasiums infolge der kriegerischen Zeitläufte auflöste, bestimmte Betty Heine — der Vater scheint bei solchen Entschliessungen wenig in betracht gekommen zu sein — den Sohn für den Kaufmannsstand. Ein unglücklicherer Beschluß konnte nicht gefaßt werden; den leidenschaftlichen, reizbaren und haltlosen Jüngling auf eigene Füße stellen, seinen phantasievollen Geist zu einer Beschäftigung anhalten, die seiner ganzen Anlage so fern wie nur möglich war, hieß ihn dem Verderben aussetzen. Die Eltern sandten den Sohn in die Kämpfe des Lebens — er kehrte nicht als Sieger zurück.

Noch im Frühjahr 1815 reiste Samson mit dem Sohne nach Frankfurt am Main, wo Heinrich bei dem Bankier Rindsfleisch als Volontär das Wechselgeschäft erlernen sollte. Aber bei Rindsfleisch sowohl wie kurz darauf in einem Kolonialwaren-Geschäft erzielte er so geringe Erfolge, daß er nach einem zweimonatlichen Aufenthalt in der alten Krönungsstadt nur wußte, „wie Wechsel ausgestellt werden und Muskatnüsse aussehen“. Dagegen lernte er auf langen Streifzügen Frankfurt nach innen

und außen genau kennen und — hassen. Ueberall sah er nichts wie die unablässige, fieberhafte Jagd nach Gewinn, die Abwesenheit jedes höheren Geistesflugs und die geringste Achtung vor der Poesie. Die widerwärtigen Gestalten, die ihm in der Judengasse entgegentraten, der ihnen anklebende Schmutz, die Verachtung, mit der man ihnen allenthalben begegnete, stärkten seine geringe Liebe zur jüdischen Rasse nicht und erfüllten ihn mit Ingrimm gegen Verhältnisse, die eine solche Erniedrigung bedingten. In dem Fragment: „Der Rabbi von Bacharach“ hat er später die im Judenquartier gesammelten Anschauungen poetisch verwertet.

Heine kehrte in das elterliche Haus zurück in der sicheren Erwartung, daß nach diesem gänzlich fehlgeschlagenen Feldzuge in den Diensten Merkurs seine Eltern ihm seinen Wunsch, eine gelehrte Laufbahn einzuschlagen, gewähren würden. Aber in der Bolkerstraße hatte sich inzwischen durch die schlechten Zeitverhältnisse und schwere geschäftliche Verluste die Stimmung sehr zu seinen Ungunsten geändert. Der Sohn wurde ungnädig empfangen und nach einer Beratung mit dem einflußreichen Bruder Samsons in Hamburg, dem mehrfachen Millionär Salomon Heine, im Sommer des folgenden Jahres nach Hamburg gesandt.

Heine arbeitete zunächst im Kontor seines Onkels; 1818 aber eröffnete er mit den ihm von diesem zur Verfügung gestellten Mitteln unter der Firma „Harry Heine u. Komp.“ ein Kommissionsgeschäft. Kaum zwanzig Jahre alt, stand er mitten im Strudel eines wilden, verführerischen Lebens. Anfänglich fand er Anschluß in der Familie seines Onkels, der ihn sehr wohlwollend aufgenommen hatte. Indessen gefiel dem jungen Manne die „geschmiegelte“ Gesellschaft nicht, die in den eleganten Salons seines „millionärrischen“ Onkels verkehrte. Hamburg sprach ihn noch weniger an als Frankfurt, und die Gründe waren die gleichen. „Es ist ein verludertes Kaufmannsneest hier; Huren genug, aber keine Musen,“ schreibt er am 6. Juli 1816 an Sethe. Ähnliche Ansichten entwickelte er noch oft in breiterer, witziger Ausführung (IV, 97/106).

In dieser Zeit tritt seine jugendliche Verehrung der katholischen Kirche stärker hervor. In dem höchst bezeichnenden Briefe Heines vom 27. Oktober 1816 an Sethe heißt es: „In religiöser Hinsicht habe ich dir vielleicht bald etwas sehr Verwunderliches mitzuteilen. Ist Heine toll geworden? wirst du ausrufen. Aber ich muß ja eine Madonna haben. Wird mir der Himmel das Irdische ersetzen? Ich will die Sinne berauschen: nur in die unendlichen Tiefen der Mystik kann ich

meinen unendlichen Schmerz hinabwälzen. Wie erbärmlich erscheint mir jetzt das Wissen in seinem Bettlerkleid! Was mir einst durchsichtige Klarheit schien, zeigt sich mir jetzt als nackte Blöße.“ Als Ergänzung dieses Gefühlsausbruches mag folgende Stelle aus den „Geständnissen“ (VI, S. 66) dienen: „Nicht selten in meiner Jugendzeit überwältigte auch mich die unendliche Süße, die geheimnisvolle selige Ueberschwänglichkeit und schauerliche Todeslust jener Poesie (d. i. des kath. Kultus und Dogmas); auch ich schwärmte manchmal für die hochgebenedeite Königin des Himmels, die Legenden ihrer Huld und Güte brachte ich in zierliche Reime.“

Heine scheint sich in jener Zeit mit dem Gedanken, katholisch zu werden, getragen zu haben. Aber wie in den Knabenjahren seine Neigung zur Kirche in poetischen und ästhetischen Beweggründen wurzelte, so ging sie hier aus tiefen seelischen Leiden hervor. Heine liebte Amalie — von ihm Molly genannt —, die dritte Tochter seines Oheims Salomon, und fand keine Gegenliebe, wahrscheinlich sogar schnöde Zurückweisung. Zum ersten Mal durchströmte sein ganzes feuriges Wesen eine heftige Leidenschaft, die ihn in die furchtbarste Aufregung versetzte. Er schrieb unter dem Ausbruch echten Schmerzes an Sethe am 27. Oktober 1816 einen konfuseu Brief, der ihn unter der Schwere unerwidelter Leidenschaft dem Wahnsinn nahe zeigt. Vielleicht kam noch ein körperliches Leiden hinzu, das seine verzweifelte Stimmung auf die Spitze trieb. Elster deutet an,¹⁾ daß dieselbe geheime Krankheit, die später Heines Ausschließung aus der Göttinger Burschenschaft veranlaßte, möglicherweise auch der Grund war, weshalb seine Bewerbung um die Hand seiner Cousine erfolglos blieb.

Molly, die sogar die von Heine an sie gerichteten Lieder verschmähte, heiratete am 15. August 1821 den Gutsbesitzer Friedländer. Heine hatte noch lange an seiner unglücklichen Liebe und an seinem Schmerze zu tragen und suchte das Bild des geliebten Mädchens im Taumel sinnlicher Ausschweifungen zu vergessen. „Erst der traurige Ausgang seiner Jugendliebe hat Heine zum leichtsinnigen Genußmenschen gemacht,“ bemerkt M. Kaufmann nicht ganz mit Unrecht dazu. Freilich hätte dieser tiefe, nie ganz überwindbare Jugendschmerz einen anderen jungen Mann mit sittlichen Grundsätzen nur geläutert; den moralisch haltlosen Heine mußte er dagegen in den Pfuhl träumerischer Verzweiflung und Selbsterniedrigung niederdrücken. Er gab sich rasch einem

¹⁾ Buch der Lieder S. XIV.

wüßten Leben hin und trank den Becher sinnlichen Genusses, der ihm in der großen Handelsstadt breitwilligst gereicht wurde, in vollen Zügen. „Mein inneres Leben,“ sagt er selbst in einem Briefe an Wohlwill vom 7. April 1823, „war brütendes Versinken in den düstern, nur von phantastischen Lichtern durchblitzten Schacht der Traumwelt; mein äußeres Leben war toll, wüß, zynisch, abstoßend; mit einem Worte, ich machte es zum schneidenden Gegensatz meines inneren Lebens, damit mich dieses nicht durch sein Uebergewicht zerstöre.“ Er handelte nach dem in seinen „Memoiren“ gegebenen Rezept: „Das wirksamste Gegengift gegen die Weiber sind die Weiber“ (VII, S. 510), und bewahrte insolgedessen den berühmten Straßen Hamburgs in seinen Werken ein freundliches Andenken.

Bei solchem Lebenswandel, der nicht verborgen bleiben konnte, wurde das Verhältnis Heines zu seinem Onkel bald getrübt. Salomon Heine war ein guter und edler Charakter; er war gern bereit, seinen talentvollen Neffen — der ihm übrigens, von wenigen Zwischenfällen abgesehen, zeitlebens dankbar blieb — zu unterstützen und ihm die Wege zu Reichtum und Ansehen zu bahnen; aber er war eine durchaus nüchterne Natur, ein Paragraphenmensch, der nicht begreifen konnte, wie man den Feuerkopf von Neffen erziehen müsse, und der es diesem nicht verzieh, daß er, anstatt sein säuberlich seinen Geschäften nachzugehen, heimlich Gedichte machte und diese sogar, wenn auch unter falschem Namen, veröffentlichte — noch dazu Gedichte, die seiner Tochter Molly galten. Sein Interesse für den Neffen erkaltete und ward durch die Zuflüsterungen seiner beiden Schwiegeröhne — wie Heine behauptet — auf den Nullpunkt gebracht.

All diese bitteren Erfahrungen und widrigen Verhältnisse hielten den jungen Dichter lange in einer düsteren Stimmung, die sich in seinen in „Hamburgs Wächter“ unter dem grotesken Pseudonym „Sy Freudhold Riesenharf“ (zusammengesetzt aus: Harry Heine, Düsseldorf) im Februar und März 1817 veröffentlichten Gedichten kundgibt. Erinnerungen aus Gesehens und aus G. Th. A. Hoffmanns gespenstischen Erzählungen verbinden sich in ihnen mit den Klagen unglücklicher Liebe. Es sind die Gedichte: „Ein Traum, gar seltsam schauerlich“, „Es treibt mich hin, es treibt mich her“, „Der Zimmermann“, und von den Romanzen: „Die Weihe“, „Die Biene“, sowie „Die Romanze vom Rodrigo“ (später „Don Ramiro“ betitelt). Die „schauerliche Todeslust“, die Heine im katholischen Kultus gefunden haben wollte, durchweht auch die meisten dieser nicht unbedeutenden Gedichte. Er offenbart hier — wie

auch in seinen Briefen aus Hamburg — eine hoffnungslose Stimmung, die nicht geheuchelt erscheint; noch begegnet uns nirgend ein frivoler Witz und noch hebt zynische Selbstverspottung die Wirkung der Gedichte nicht auf.

Im Sommer 1819 war Heine genötigt, sein Geschäft zu liquidieren. In Hamburg hatte er nur gelernt, wie man sein Leben vergeudet, und über allen Zweifel bewiesen, daß von berechnendem Handelsgeist nicht einmal die geringe Begabung des Vaters auf ihn übergegangen sei. Stärker als je erwachte in ihm die Sehnsucht, sich dem Studium zu widmen. Ohne Onkel Salomon ging das allerdings nicht. Der gutmütige Millionär ließ sich erweichen und versprach, „dem dummen Jungen“ für ein dreijähriges Studium der Rechtswissenschaft die nötigen Gelder vorzustrecken, wenn dieser sich verpflichtete, den Doktorgrad zu erwerben und sich dann in Hamburg als Advokat niederzulassen.

Am 11. Dezember 1819 wurde Heine in Bonn als Stud. jur. et cameral. immatrikuliert. Er hörte juristische und geschichtliche Kollegien, namentlich aber August Wilhelm v. Schlegels Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Seine sämtlichen Professoren bekundeten ihm rühmlichen Fleiß in den Studien;¹⁾ und der Rektor Augusti bescheinigte ihm am 14. September 1820,²⁾ sein sittliches Betragen sei stets untadelhaft gewesen. Die Tollheiten des Studentenlebens liebte Heine nicht; sie zu entbehren, wurde ihm um so leichter, als er Bier und Tabak verabscheute, und Kopfschmerzen ihn zu häufiger Zurückgezogenheit zwangen. Indessen zeigt sich in seinen von Bonn aus geschriebenen Briefen bereits ein Anfang von häßlich-frivoler Schreibweise. (Brief an Beugheim 15. Juli 1820.)

Dem vom Onkel vorgeschriebenen Brotstudium widmete Heine weniger Zeit und Fleiß als der schönen Literatur, der er in Bonn näher stand als in Düsseldorf und Hamburg. Wilhelm v. Schlegel, der damals seine ästhetischen Hauptwerke bereits geschrieben hatte und als berufener Wortführer der romantischen Schule auf dem Höhepunkt seines Ansehens stand, übte nachhaltigen Einfluß auf ihn aus. Heine neigte durchaus zur Romantik, die damals ihre Blütezeit bereits hinter sich hatte, aber er bewahrte ängstlich seine Selbständigkeit. Die schrankenlose Herrschaft der Phantasie, mit ihrer Mondschein-, Zauber- und Gespensterwelt, das kühne Hervorkehren des Subjektiven mit hochmütiger Verachtung der „Philistrosität“, der lebensvolle Inhalt der Dichtungen

¹⁾ Hüffer S. 106. — ²⁾ Gartenlaube 1877, S. 19.

sowie die lächelnde Selbstironie, die der Romantik eigen waren, entsprachen seinen innersten Neigungen.

In einem Aufsatz, der 1820 im „Kunst- und Wissenschaftsblatt“ des „Rheinisch-Westfälischen Anzeigers“ zu Hamm erschien (VII, S. 150), warf er sich sogar zum Verteidiger der Romantik auf, die von W. v. Blomberg angegriffen worden war. Er führt kurz aus, wie die romantische Poesie im Mittelalter entstand und in neuerer Zeit wieder aufblühte. Er stellt für die romantische Dichtung die von ihren Vertretern oft genug vernachlässigte Forderung auf, daß sie in bestimmten Umrissen zeichne, daß sie plastisch schildere. In diesem Satze zeigt sich schon der Gegensatz Heines zu den ihm sonst verwandten Dichtern der romantischen Schule. Zu den größten Romantikern zählt nach seiner Ansicht Wilhelm v. Schlegel, den er ungeniert neben Goethe stellt. Ganz entschieden verwahrt er sich gegen jene Romantik, die mit den Neufßerlichkeiten des Christentums spielte. Er meint sogar, Christentum und Rittertum seien nur Mittel gewesen, um der Romantik Eingang zu verschaffen. „Kein Priester braucht noch geweihtes Del hinzuzugießen, und kein Ritter braucht mehr bei ihr die Waffengewalt zu halten. Deutschland ist jetzt frei, kein Pfaffe vermag mehr die deutschen Geister einzufesseln, kein adeliger Herrscherling vermag mehr die deutschen Leiber zu Frohn zu peitschen, und deshalb soll auch die deutsche Muse wieder ein freies, unaffektiertes, ehrlich deutsches Mädchen sein.“ (VII, S. 150.)

Heine hat, wie man sieht, seine katholisierende Periode bereits hinter sich; die angebliche „schauerliche Todeslust“ der katholischen Kirche und die blassen Entsagungsgefühle, die ihn einst so unendlich anzogen, sind einer kampfesfrohen Stimmung gewichen, die das banale: „Wider Pfaffen und Junker“ zu ihrem Feldgeschrei machte.

Schlegel, der nie ein echter Romantiker, wie sein Bruder Friedrich, Novalis und Brentano, war und vom Katholizismus sich nicht einmal Neufßerlichkeiten angeeignet hatte, nahm die Huldigungen seines jungen Verehrers dankbar hin, prüfte dessen dichterische Arbeiten und ermunterte ihn zu weiterem Schaffen. Selbst ein Meister der poetischen Form und die schöne Hülle fast höher schätzend als den Inhalt, hielt er seinen jungen Freund an, seine dichterischen Erzeugnisse mit der peinlichsten Sorgsamkeit zu feilen. In Schlegels Werkstatt lernte Heine, seinen kleinen Gedichten durch mühselige Polierarbeit jene Glätte zu geben, die Eingebung des Genius zu sein scheint. Hier machte er sich selbst zum strengen Gebot, was er seinem Freunde Steinmann am 29. Oktober 1820 riet: „Schone nicht das kritische Amputiermesser, wenn's auch das

liebste Kind ist, das etwa ein Buckelchen, ein Kröpfchen oder ein anderes Gewächs mit zur Welt gebracht hat. Sei streng gegen dich selbst. Das ist des Künstlers erstes Gebot.“

Heine widmete seinem Lehrmeister tiefste Ergebenheit und dichtete in jugendlicher Begeisterung drei formvollendete Sonette auf ihn. Dreizehn Jahre später warf er selbst sein Götzenbild vom Altar.

Mit studentischen Altersgenossen unterhielt Heine nur knappen Verkehr. Den Juden stand er gänzlich fern; mit ihnen knüpfte er überhaupt nur dann Verbindungen an, wenn sie reiche, angesehenere oder gelehrte Leute waren. Es wurde ihm nicht leicht, sich Freunde zu erwerben, weil er nicht gern aus sich herausging, über sein eigentliches Wesen beständig mit wickelnden Bemerkungen täuschte und als Jude in studentischen Kreisen nur schwer Aufnahme fand. Wolfgang Menzel erzählt¹⁾ von ihm, er sei fabelhaft häßlich und aufdringlich gewesen und viel verspottet worden; doch habe man ihn seines Geistreichthums wegen auch geschätzt.

Die wenigen Freunde indessen, die Heine in Bonn besaß und noch einige Jahre festzuhalten wußte, gereichten ihm zur Ehre. Christian Sethe, den er in mehreren Sonetten besang, blieb auch hier sein Mentor und rückte zum gelegentlichen Säckelmeister auf. Sehr eng schloß sich Heine auch an den gläubigen Katholiken, den eifrigen, aber mittelmäßigen Dichter Joh. Bapt. Rousseau an, der dem Charakter Heines noch 1834²⁾ ein sehr günstiges Zeugnis ausstellte, sowie an Karl Simrock. Unverdrossen feilte er an kleinen Liedern und arbeitete während der Sommerferien 1820 an einer Tragödie „Almansor“, sowie an Uebersetzungen aus Byrons Werken.

Trotz seines geringen Verkehrs konnte er der burschenschaftlichen Bewegung sich nicht entziehen, die damals in der Mosenstadt in hoher Blüte stand. Zu ihr zog ihn seine Neigung zur Opposition gegen alle Zustände, die die Freiheit des Denkens und Handelns zu hemmen geeignet waren. Mit der Tendenz der Burschenschaften, dem stillen Kampf gegen die Engherzigkeit der Regierungen war Heine einverstanden. Sein Haß gegen die bestehenden Verhältnisse, längst geweckt durch das Gefühl, einer niedergehaltenen Rasse anzugehören, fand einen energischen Ausdruck in dem hier entstandenen Gedicht „Deutschland“ (II, S. 159). Die Neußerlichkeiten der Burschenschaften in Kleidung und Benehmen machte er, der stets modisch gekleidet einherging, nicht allein nicht mit,

¹⁾ Erinnerung S. 143. — ²⁾ Kunststudien S. 242.

sondern sie lieferten seiner scharfen Beobachtungsgabe reichlichen Stoff zu boshaften Bemerkungen. In eine der vielen gegen Studenten erhobenen Untersuchungen, die ihm wegen ihrer kleinlichen Körperleien unvergeßlich blieb,¹⁾ wurde er als Zeuge verwickelt.

Nach Ablauf der Sommerferien 1820 sah Heine plötzlich ein, daß Bonn doch nicht der geeignete Ort sei, um sich dem Brotstudium gründlich zu widmen. Er verließ die heitere Mäusenstadt und wendete sich nach kurzem Aufenthalt in Düsseldorf, den ganzen weiten Weg in einer genußreichen Fußwanderung zurücklegend, der ernstern Georgia Augusta in Göttingen zu, wo er am 4. Oktober immatrikuliert wurde. Schon nach drei Wochen erschien ihm die hier vorgetragene Gelehrsamkeit unfähig langweilig und unfruchtbar; der unter den Studenten herrschende „steife, patente und schnöde“ Ton (Brief an Steinmann vom 29. Oktober 1820) ärgerte ihn und zwang ihn zur Abgeschiedenheit, die allerdings „das Dachsen“ erleichterte; sein Haß gegen die bevorrechteten Stände fand durch die Ausnahmestellung der adeligen Studenten — „patente Bomadehengste“ nennt er sie am 9. November — neue und reiche Nahrung. Er gewann einen allerdings gemäßigten und ideal veranlagten Gesinnungsgenossen an dem Westfalen Benedikt Waldeck, dem späteren angesehenen Volksmann, der damals eine Revolution für kein großes Uebel hielt, wofern durch sie nur eine tüchtige Reform erreicht werde.²⁾ Intim wurde sein Umgang indessen weder mit Waldeck noch mit anderen Studenten, dagegen unterhielt er eifrigen Briefwechsel mit seinen früheren Freunden.

Die Freude am Studium der Rechtswissenschaften hatte auch hier nur kurzen Bestand; er hörte nur das altdeutsche Kollegium, sowie Sartorius' Vorlesungen über deutsche Geschichte regelmäßig, dichtete und feilte aber unermüdet und brachte auch den „Almanzor“ um ein Stück weiter. Ueber seine sonstigen Liebhabereien gibt das, nach Hessels Feststellung³⁾ in Göttingen entstandene Gedicht: „Auf den Wellen Salamancas“ (I. S. 131) genügende Aufklärung.

Bald nahm sein Aufenthalt in der durch ihre „Würste und Universität“ berühmten Stadt ein jähes Ende. Er forderte am 2. Dezember 1820 einen Studenten Namens Wiebel, der ihn schwer beleidigt hatte, auf Pistolen und ward, obgleich das Duell nicht stattfand, am 23. Januar 1821 auf ein halbes Jahr von der Universität verwiesen. Seine

¹⁾ Hüffer S. 74 f.

²⁾ Briefe und Gedichte S. 9. — ³⁾ Burschenschaftl. Blätter 1888. Nr. 9, 10.

Göttingen 1819—1821

Abreise konnte er indessen wegen der schon oben angedeuteten häßlichen Krankheit, die seine Ausstoßung aus der Burschenschaft zur Folge hatte¹⁾, erst Ende Februar bewerkstelligen. Er verließ die Stadt mit einem tiefen Haß gegen alles, was mit ihr zusammenhing, namentlich aber gegen die Göttinger Professoren, deren angebliche Geistesarmut und Gelehrten-dünkel er noch häufig geißelte.

III.

Berlin. (1821—1823.)

In Berlin, wo er am 4. April 1821 in der juristischen Fakultät immatrikuliert wurde, lernte Heine die politischen Zustände Preußens, die er in Bonn nur wie durch ein Fernglas hatte betrachten können, in der nackten Wirklichkeit kennen. Die politische Verfolgungssucht gegen alle freien Bestrebungen stand in Blüte. Die Presse, selbst die schönwissenschaftliche, seufzte unter dem Druck einer strengen Zensur. Der Buchhandel war durch drückende Bestimmungen eingeengt; die Leihbibliotheken waren gezwungen, ihre Verzeichnisse einzureichen. Wie es den burschenschaftlichen Vereinigungen erging, ist satzsam bekannt. In den Gesellschaften waren politische Gespräche durch stille Verabredung ausgeschlossen, weil keiner dem anderen traute und man das dionysische Ohr fürchtete.

Welch ein Geist sich in solcher Zwangslage ausbilden mußte, läßt sich denken: politische Heuchelei und niedrige Kriecherei nach außen, nach innen ohnmächtiges Zähneknirschen und giftige Medisance. Die gebildete Bevölkerung suchte in Literatur, Musik, Theater und rauschender Geselligkeit Unterhaltung, und zerfleischte einander in eng geschlossenen Kliquen.²⁾ Ueberall feierte die Mittelmäßigkeit ihre Orgien. Ueber die Bühne schritten nicht mehr die Helden Schillers, der vor erst sechzehn Jahren gestorben war, sondern die lungenstarken Pygmäen Raupachs und Houwalds; die Oper mit glänzender Ausstattung und magerm Inhalt drängte das Interesse am Schauspiel zurück. Den Büchermarkt versorgten unter Clarens Anführung Talente dritten Ranges, deren Fruchtbarkeit vom Lesehunger des Publikums noch weit übertroffen wurde.

¹⁾ Goedeke III, S. 439. — ²⁾ Treitschke III, S. 431.